

Hans-Jürgen Göppner (Kath. Universität Eichstätt-Ingolstadt)
erschieden in: **Sozialmagazin 2006, 31. Jrg., H. 4, S. 34 - 46**

Sozialarbeitswissenschaft – was hat die Praxis davon? Oder: Wie kann Soziale Arbeit wissen, dass sie gut ist?

Wie kann Soziale Arbeit wissen, ob Sie gut ist? Sie kann es nicht wissen ohne Sozialarbeitswissenschaft! Die „Praxis“ hat immer die trügerische Gewissheit, das Richtige zu tun, zur Korrektur benötigt sie daher die „Theorie“. Sie kann sie sich aber nur bedingt auf diese verlassen, da diese sich (zunächst) ebenfalls einer trügerischen Gewissheit hingibt nämlich der, auf alle Fälle die richtigen Modelle zu haben, und sich zu wenig Rechenschaft darüber gibt, ob sie die Wirklichkeit einer Problemlage und einer entsprechenden Veränderungspraxis auch angemessen zu umgreifen vermag. Im Übrigen gibt es keine Praxis an sich, sondern immer nur eine Praxis betrachtet durch die Brille eines Theoriezusammenhangs.

Es soll hier herausgearbeitet werden, was Sozialarbeitswissenschaft für Entwicklung der wissenschaftlichen Grundlagen und der Praxis der Sozialen Arbeit bedeuten könnte. Parallel dazu ist zu diskutieren, wie eine Sozialarbeitswissenschaft beschaffen sein muss, damit sie die Funktion einer „Kontrollturmistanz für den im Nebel der Beziehungen und Anforderungen umherirrenden“ Sozialarbeiter (Terbuyken 1998, S. 193f) übernehmen kann, da ein Mischmasch von Theorien bzw. Wissen dazu nicht in der Lage ist.

Trugschluss auf beiden Seiten: Praxis tut immer das Richtige, „Theorie“ hat immer das richtige Modell. Die Praxis hat immer die Gewissheit, gute Begründungen zu haben, für das was sie tut, nicht nur, wenn sie sich auf Erfahrungswissen alleine stützt, sondern auch, wenn sie Erfahrungswissen und Theorien zusammen heranzieht. Auf sich alleine gestellt kann sie weder sicher sein, dass sie bei der Problemkonstruktion die Problemlagen richtig einordnet, noch, dass sie bei der Problembearbeitung die angemessenen „Dienstleistungen“ anbietet, noch, dass sie den Hilfeprozess nach den für ein positives Ergebnis notwendigen Feinabstimmungen gestalten kann. Fachliches Denken droht zu einer „genügsamen Praxis, befangen in ihrer eigenen Thematisierung“ (Winkler 2003, S. 19) zu werden. Es kommt in Gefahr, sich gegenüber Irritationen zu immunisieren, es kommt zur Befangenheit in einem Erfahrungszirkel (die Erfahrungen rechtfertigen jeweils das Handeln und das Resultat verfestigt die Erfahrungen)¹, so dass letztlich die im Thema gestellte Frage unbearbeitet bleiben muss, mit evtl. schwerwiegenden Folgen für die Adressaten aber auch für die Profession.

Aber auch die „Theorie“ befreit nicht von dieser trügerischen Gewissheit, da sie selbst sich in unangebrachter Sicherheit wiegt, wenn sie in der Überzeugung, das „richtige“ Modell zu haben, einem erkenntnistheoretischen Trugschluss erliegt. Theorie kann nämlich, wenn sie sich selbst

¹) Das Problem eines Erfahrungszirkels lässt sich am Beispiel der Beobachtung eines Vollzugsbeamten beim Kleiderappell zeigen: er führte diesen in einem unnötig anschnauzenden Kommandoton durch, der die Insassen erbittern musste; auf die Frage, warum er so handelt, war die Antwort: „Man muss das so machen, sonst tanzen sie einem auf der Nase rum!“.

nur von Innen betrachtet, gar nicht anders, als sich für universal zu halten, sie neigt unwillkürlich zur Totalisierung. Daraus ergibt sich eine Beliebigkeit des Theoretisierens - jede(r) hält einfach sein Modell für das gültige. Also auch wissenschaftliches Denken droht genügsam und selbstreferentiell zu bleiben, wenn es im Zustand einer bloßen Wissens- und Theorienkollektion stagniert. Im Endergebnis entsteht eine Vielzahl, ein Mischmasch von Theorien.

Es soll hier im Weiteren dargelegt werden, dass sich ein möglicher Ausweg nur in der Rückbindung auf Sozialarbeitswissenschaft finden lässt, mit der es möglich wird, folgende Aufgaben anzugehen:

- a) die Geltungsansprüche der diversen Theorien sind mit einander abzugleichen (logische Analyse: Teilerklärungen zusammenfassen und aufeinander beziehen – vgl. Joas 2001: 22ff);
- b) gleichzeitig stellt sich die Frage ihrer empirischen Validität², d. h. einer kontrollierten Handhabung der Theorie-Daten-Relation (Staub-Bernasconi 2000);
- c) die Klärung der Frage, wie die Komplexität der Problemlagen, mit denen Soziale Arbeit konfrontiert ist, in Erklärungsmodellen transdisziplinär und multireferentiell umgriffen werden kann(vgl. Wendts 1994 „Mängelrüge“ gegenüber der lebensweltlichen Sozialpädagogik) und
- d) die Klärung der Frage, wie (Handlungs-)Theorien beschaffen sein müssen, die fachliches Handeln hinsichtlich der für den outcome entscheidenden Unterschiede zu programmieren in der Lage sein sollen (What Works-Problem) und eine zuverlässige Steuerung des Handelns ermöglichen.

Theoretische Beliebigkeit - methodische Beliebigkeit. Die mit der Zufriedenheit mit dem Kollektions-Status der „wissenschaftliche Grundlagen“ verbundene Beliebigkeit des Theoretisierens erzeugt eine methodische Beliebigkeit, da eine Legitimierung von Praxis nur über x-beliebige Modelle, also letztlich gar nicht möglich ist. Die „Theorie“ kann also die Unterstützung der Praxis gar nicht leisten, wenn keine auf argumentativen Zusammenhang und Bearbeitung von Widersprüchen zielende Diskussion stattfindet; wenn keine empirische (qualitativ und quantitativ) Überprüfung der Gültigkeit der Konstrukte und der Effekte des methodischen Handelns („What works?“) stattfindet; wenn sie sich disziplinär oder paradigmatisch verkürzt und nicht prinzipiell offen bleibt für alle theoretischen Ressourcen, die potentiell nützlich sein könnten (Überwindung von Ismen auf der analytischen Ebene); wenn man auf der Methodenebene Konzepte mit Leerstellen hinnehmen muss, an denen Alltagsplausibilität die Stelle der Fachlichkeit übernimmt und letztlich gar nicht angegeben werden kann, was für den Erfolg ausschlaggebend sein könnte (um keine Mißverständnis zu erzeugen: praktisches Handeln ist immer auch auf Erfahrungswissen angewiesen. Allerdings ist Erfahrungswissen immer personengebunden).

So vermag Theorie ihr potentielles Versprechen, hilfreich für den Praktiker zu sein, nicht einzulösen, da dieser sich einem Haufen von einander ausschließenden Modellen gegenüber sieht.

²)Um die Relevanz von Theoriebildung für Praxis zu verdeutlichen, ein Beispiel aus der Medizin: Der doppelte Nobelpreisträger Linus Pauling hat die Vitamin C-Therapie erfunden, bei regelmäßigen Einnahme einer hohen Dosis sollen Erkältungen und Krebs verhindert werden. Er baute auf die Theorie auf, dass das Vitamin die im Körper umherschwirrenden, Krebs erzeugenden freien Radikale bekämpfe. Eine große über mehrere Jahre angelegte Doppelblind-Studie mit mehr als 1700 Patienten an der New Yorker Mayo-Klinik bestätigte diese Erwartung, nicht, im Gegenteil: in der Kontroll-Gruppe, der ein Placebo verabreicht worden war, entstanden tendenziell sogar weniger Krebsfälle. Pauling hatte mit seiner Theorie nur teilweise recht, es werden zwar freie Radikale zerstört, aber was er nicht wusste, das Vitamin C greift gleichzeitig die Immunabwehr der Körperzellen an. Das Beispiel zeigt, wie eine falsche Theorie zu falscher Behandlung mit fatalem Ausgang für die Adressaten führen kann.

Deren Beliebigkeit ermöglicht ihm keine systematisch begründbare Wahl, die er aus seiner Verantwortung für die Praxis heraus rechtfertigen kann. Außerdem kann er sich nicht sicher sein, ob die vorliegenden analytischen und instrumentellen Modelle überhaupt in der Lage sind, Soziale Arbeit zu umgreifen.

Vorläufige Lösung: pragmatischer Eklektizismus. Die Suppe wird natürlich nicht so heiß gegessen, wie sie gekocht wird. Versierte Praktiker sind in der Lage, die Defizite in den Handlungsmodellen zu kompensieren, indem sie sich mit einem pragmatischen Eklektizismus behelfen und diese Modelle auch notfalls mit einander zu kombinieren. Z. B. Wird es einem guten Sozialarbeiter niemals einfallen, Case Management als rein rationalen Prozess durchzuziehen ohne – wo notwendig – Vertrauens- und Beziehungsaufbau und Berücksichtigung emotionaler Belastungen. Allerdings: es bleibt eine Behelfslösung, die zwar durchaus positive Resultate in der Klientenzufriedenheit erreicht, aber unbefriedigend ist, da auf intuitiven Lösungen sich keine Fachlichkeit aufbauen lässt und auch die Frage der Wirksamkeit nur in naiver Anschauung angegangen werden kann.

„Jeder Fall ist anders und muss anders behandelt werden?“ – methodischer Privatismus, Chamäleonexistenz Sozialer Arbeit, geringe Relevanz der Studieninhalte für die Praxis. Methodischer Individualismus und Privatismus wird nicht nur im deutschsprachigen Diskurs konstatiert: Sozialarbeiter wählen ihre Interventionen als ob es ihre Privatsache sei, so wie sie eine politische Partei oder die Zugehörigkeit wählen (Olsson und Ljunghill 1997, s. a. Munro 1998). Als „Chamäleonexistenz“ Sozialer Arbeit spricht Terbuyken (1997) das Phänomen an, dass sie sich immer wieder an ihre Umgebung anpasst (wenn Administratives verlangt wird, ist sie administrativ, wenn Therapie verlangt wird, ist sie Therapie – wobei sie sich immer selbst verkürzt. Auch ist die geringe Relevanz der Studieninhalte für die Praxis festzustellen (Ackermann und Seeck 1997). Damit wird der Anspruch, professionell zu handeln untergraben, auch die Hochschulen werden mit der Frage konfrontiert, warum sie nicht das leisten, was sie sollen und vorgeben zu leisten.

Soziale Arbeit unter Rechtfertigungsdruck: Gute Absichten reichen nicht aus. Rauschenbach konnte noch 1999 das „sozialpädagogische Jahrhundert“ ausrufen, inzwischen hat ein rapider Wandel stattgefunden. Soziale Arbeit ist von anderen Konkurrenzprofessionen bedroht, z. B. im Gesundheitsbereich drängen Pflegekräfte massiv in die sozialarbeiterische Domäne ein, indem sie z. B. „lebenspraktisches Training“ anbieten oder auch die Einstellung entwickeln, dass sie das Bisschen Case Management auch gleich mit übernehmen könnten. „Pädagogisches“ soll als zu aufwendig und teuer abgespeckt werden, z. T. wird dies in vorseilendem Gehorsam auch von Sozialarbeitstheoretikern als modernes „lean social work“ angepriesen. Auch glaubt man im Sozialbereich (Stichwort „freiwillige Leistungen“) die Manövriermasse für Sparmaßnahmen gefunden zu haben. Das gelingt leicht, weil sich Soziale Arbeit nicht so leicht in Heller und Pfennig darstellen lässt. Aber es wurde auch von Sozialer Arbeit selbst mitverschuldet, weil sie spät gemerkt hat, dass sie sich zu sehr auf ihre gute Moral berief, aber „Good intentions are not enough!“ Kirk 1999).

Mitverursacht haben dies auch die Hochschullehrer, die sich entweder mit reiner Lehre begnügten und sich nicht bewusst wurden, dass eine Hochschule nur für Lehre keine Hochschule ist, da sie es unterlässt, die Entwicklung von theoretischen Grundlagen (für Soziale Arbeit!) mit ihren Legitimationsfragen und Geltungsansprüchen zu reflektieren und die Studierenden daran zu beteiligen. Oder sie haben in vermeintlicher Praxisbezogenheit die Ansprüche an Wissenschaft

und wissenschaftliche Theorien vernachlässigt. Das führt dazu, dass in „essayistischer“ Manier vorgegangen wird und scheinbar voraussetzungsfrei gedacht wird, was letztlich nur zu der Gewissheit führt, recht zu haben, aber blind werden lässt für Legitimations- und Modifikationserfordernisse (vgl. Göppner und Hämäläinen 2004). Auch eine Vergewisserung über den systematischen Aufbau des notwendigen Theoriengebäudes (von metatheoretischen Grundlagen, Objekttheorien, Handlungstheorien, vgl. Obrecht 2003) findet nicht zu wenig statt. Im Endergebnis wird manches an Theorie angeboten, was bestenfalls als wissenschaftlicher Journalismus durchgehen kann.

Soziale Arbeit ist nicht schlechter als die andern – Wirksamkeits- und andere Studien. Im deutschsprachigen Raum spielte empirische Praxisforschung, die den Nachweis der Effektivität zu erbringen vermag, außer einigen „achtbare(n) Versuche(n)“ (C. W. Müller 1988) keine große Rolle. Im anglo-amerikanischen Bereich waren die Versuche bis in die 70er Jahre deprimierend, was die New York Times mit der Überschrift kommentierte „Social Work Fails the Test“. Es schien sich das etwas trübe Bild zu bestätigen, das Sozialarbeiter auch teilweise selbst von ihrer Profession haben. Dazu besteht kein Anlass, wenn man eine Reihe von empirischen Kontrollen zur Wirksamkeit Sozialer Arbeit zur Kenntnis nimmt.

Zunächst belegen Konsumentenbefragungen: „An Zustimmung wird nicht gespart“ (Nodes 1999). Auch der US-amerikanische Consumer-Report ergab eine ebenso große Wertschätzung wie für die Konkurrenten (Ärzte, Psychotherapeuten)(Seligman 2000, S. 44):

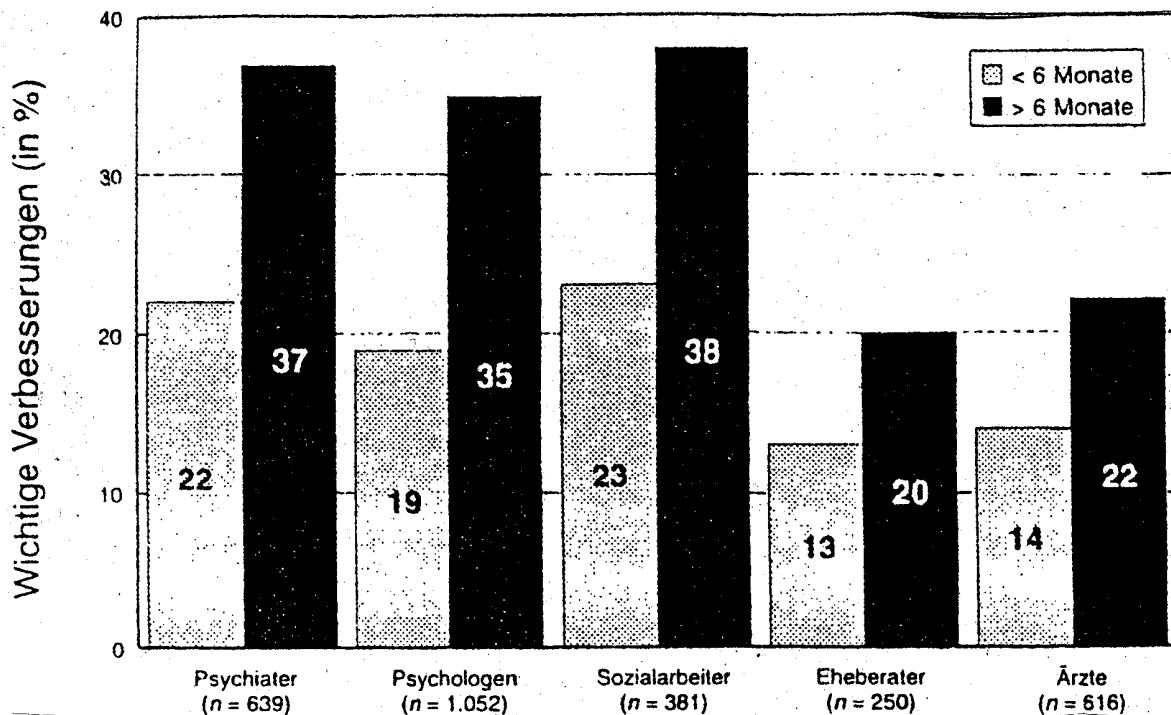


Abb. 1: Consumer-Report (N = 2738). Verbesserung in persönlichen Bereichen: Durchschnittlicher Prozentsatz der Teilnehmer, die sagten, die Behandlung habe in vier Bereichen „alles sehr verbessert“: Lebensfreude, psychisches Wachstum und Einsicht, Selbstachtung und Selbstbewusstsein sowie Stimmungsverbesserung.

In einer Evaluationsstudie mit 127 Patienten, die mit dem Sozialdienst Kontakt hatten und kurz

vor der Entlassung standen, in 27 Kliniken aus ganz Deutschland sagen 88%, dass die Sozialdienst-Gespräche sich hilfreich ausgewirkt haben (2% gar nicht, 9% teils-teils, 0% belastend) und dass sie besser zurechtkommen mit der Krankheit und ihren Auswirkungen (36%), mit familiären oder persönlichen Konflikten (14%), Niedergeschlagenheit (14%), unklarer Zukunft (16%), Ängsten (17%), (Layer und Mühlum 2003, S. 44f). Ein solches Ergebnis zeigt, dass die Praktiker trotz der oben aufgezeigten Schwierigkeiten im wissenschaftlichen Überbau Wege der Problemkonstruktion und -behandlung gefunden haben, die von den Adressaten als hilfreich wahrgenommen werden. Die fachliche Herausforderung bleibt trotzdem, da davon ausgegangen werden muss, dass sich als erfolgreich beurteilte Fallausgänge durchaus von als nicht erfolgreich beurteilten unterscheiden lassen (z. B. Nielsen und Nielsen 1986). Mittlerweile liegt eine Anzahl von Meta-Analysen aus dem anglo-amerikanischen Bereich vor, die eindeutig die Effektivität sozialarbeiterischer Interventionen belegen (Reid und Hanrahan 1982, Macdonald, Sheldon und Gillespie 1992, Gorey 1996) belegen (die allerdings auch differentielle Effekte belegen, d. h. nicht alle Interventionen schneiden gleich gut ab).

Keine Profession ohne Sozialarbeitswissenschaft. Letztlich geht es bei der Frage der wissenschaftlichen Grundlagen darum, ob Soziale Arbeit sich selbst dekonstruiert zu einem Beruf (wenn eine Krankenschwester ein Infusion legt, braucht sie medizinisches Wissen, aber sie muss nicht Medizin als Wissenschaft studiert haben) oder ob sie eine Profession sein kann, die autonom ihre Wissensbestände verwaltet und deren Inhaber in der Lage sind, nicht nur (von anderen erfundene) Rezepte anzuwenden sondern selbst (mit Hilfe ihrer eigenen Erklärungs-, Wirkungs- und Handlungsmodelle) neue Lösungen zu erfinden. Professionelle brauchen nicht nur eine „professionelle Identität“, um in der Selbstvergewisserung und in der Außendarstellung zeigen zu können, wofür sie zuständig sind. Klienten sind nicht für die Professionellen da, die Profession muss ihre Potenz zu einer nachhaltigen Hilfeleistung evident machen können, durch die sie vom Kostenfaktor zum Erfolgsfaktor für die im Wettbewerb stehende Institution (Spindler, nach Windolf 2002, S. 145) werden kann. Es geht darum, dass Soziale Arbeit bei bestimmten Problemlagen kompetenter ist als andere und offensiv ihren Leistungsvorteils propagiert (dass Klienten durchaus in der Lage sind, diesen wahrzunehmen, zeigt z. B. die Befragung von Patienten zum klinischen Sozialdienst – vgl. Layer und Mühlum 2003). Voraussetzung ist allerdings, dass Soziale Arbeit ein fachliches Denken (weiter)entwickelt, das die epistemologischen Fallstricke der Totalisierung beachtet, sich durch Eingebundenheit in den Prozess wissenschaftlichen Fortschritts selbst erneuert, und sich vor allem bewusst ist, dass eine Hilfe, die auf einem verkürzenden Zugang beruht und einen wesentlichen Aspekt des Problems übersieht selbst zum Bestandteil des Fortbestands des Problems wird. Dazu braucht sie als wissenschaftliche Basis nicht nur unsystematisches Wissen oder Theorien, aus dem bzw. denen man sich nach Belieben etwas aussuchen kann, sondern eine Wissenschaft, die auf Systematik, Bearbeitung von argumentativen Widersprüchen und empirische Forschung hin (vgl. Joas 2001) angelegt ist.

„Die Theorie bestimmt, was man beobachten kann“ – daher: nur „Theorien“ zu haben, ist zu wenig! Die Notwendigkeit wissenschaftlicher Grundlagen ist eigentlich weltweit anerkannt und wird selten in Frage gestellt (z. B. bei Lüssi 1998), allerdings wird fast durchgehend übersehen, dass diese in Form von Theorien bzw. Wissen und Kompetenzen (in der englischsprachigen Literatur: knowledge and skills) nicht ausreichen, um die notwendige zuverlässige Programmierung der Praxis zu gewährleisten. Eine ungeordnete Kollektion von „Wissen“ zu haben bzw. eine Vielfalt von Theorien („Myriaden

von kontroversen, wechselseitig sich ausschließenden Theorien“ (Payne 1997) lassen Praktiker im Stich. Im ersten Fall wird auf jede systematisierende Ordnung verzichtet und es findet keine Bearbeitung von Widersprüchen und kontroversen Geltungsansprüchen statt. Im zweiten Fall werden keinerlei qualifizierende Kriterien angewendet (sind alle Theorien gleich-gültig? wie beurteilt man eine Theorie?), der Praktiker wird außerdem vor ein Labyrinth der Ismen geführt, auf das er sich besser gar nicht einlässt. Weiterhin können die Theorie-Kollektionen aber, da sie nicht auf ein Gesamtprojekt bezogen sind, auch immer nur partikularistische Logiken anbieten und müssen so, auf Soziale Arbeit angewendet, diese verkürzen und bringen die Gefahr mit sich, dass die angebotene Hilfe ein Teil des Fortbestands des Problems wird. Auch paradigmatische Lösungen (ausgehend von der Frage, was Soziale Arbeit eigentlich sei) können nicht befriedigen, da sie sich damit begnügen, die eigene Position zu untermauern, sich so tendenziell gegen Veränderung immunisieren und keine Schutzvorrichtung gegen Selbstreferentialität und Exklusion von brauchbaren Modellelementen haben.

„Die Theorie bestimmt, was man beobachten kann“ (Einstein) - das gilt erst recht für die Praxis: Probleme werden nicht gefunden, es handelt sich vielmehr um Fallkonstruktionen, man erkennt immer die Problemaspekte, für die man eine „Brille“ hat. Ebenso findet die Fallbearbeitung als Konstruktion statt, der Praktiker kann die Wirkung von Hilfe und Veränderung nur innerhalb der Modelle konstruieren, die er zur Verfügung hat, und entsprechend sein Handeln steuern. Damit soll nicht eine reine Wissenschaftsgläubigkeit propagiert werden, natürlich muss bei der Umsetzung Erfahrungswissen hinzukommen, aber „ohne (wissenschaftlichen) Fleiß kein (professioneller) Preis“.

Wenn dies so vertretbar ist, dann genügt es für die Soziale Arbeit nicht, einfach x-beliebiges Wissen oder x-beliebige Theorien zu haben, da es nur über eine Rückbindung an eine Sozialarbeitswissenschaft möglich ist, Geltungsansprüche abzuklären, Widersprüche zu bearbeiten und im Zusammenhang mit Forschung eine Vorwärtsbewegung in Richtung Verbesserung der Theorien zu ermöglichen. Wie aber kann man sich die Entwicklung eines systematischen Theoriefundus für die Soziale Arbeit vorstellen?

Eigentlich unumstritten, aber mit beschränkter Garantie: die Definition Sozialer Arbeit der International Federation of Social Workers (IFSW). Die Praxis Sozialer Arbeit zeigt sich in einer Vielfalt, die ihr selbst bei der Darstellung ihrer Identität Schwierigkeiten bereitet. Auf der Basis eines internationalen Konsensprozesses legt die International Federation of Social Work eine definition of social work vor: „Indem sie sich auf wissenschaftliche Theorien (sic!, Anm. HJG) menschlichen Verhaltens sowie sozialer Systeme stützt, interveniert Soziale Arbeit im Schnittpunkt zwischen Individuum und Umwelt/Gesellschaft“ (Auszug, s. Mitteilungen. Deutsche Gesellschaft für Sozialarbeit 2001, H. 1, S. 4). Damit ist die Fall-im-Feld-Perspektive als Focus als im Vergleich zu Spezialdisziplinen/-professionen erweiterte Perspektive umschrieben. Zu recht reklamieren Germain und Gitterman (1999, S. 6) damit einen kognitiven Vorteil im Problemzugang: „Aus einer holistischen Sicht können Menschen (und ihre biologischen, psychischen und sozialen Prozesse) und ihre materielle und soziale Umwelt (und die Charakteristika dieser Umwelt) nur im Gesamtkontext aller Wechselbeziehungen zwischen ihnen voll verstanden werden, wobei Individuen, Familien und Gruppen sowie materielle/soziale Umweltbedingungen ununterbrochen die Wirkungen aller jeweils anderen beeinflussen“. Müller und Gehrman (2005, S. 89) sprechen von „Menschen in kumulierenden Risikolagen“. Auf der gleichen Linie propagiert Mühlum (1999, S. 9) den Vorteil des Sozialarbeiters als Allgemein-Praktiker: „Im Unterschied zu den ‚Experten für das Spezielle‘ kann sie als ‚Expertin für das Allgemeine‘, also generalistisch verstanden werden, die der Segmentierung und

Parzellierung des Lebens entgegenzuwirken versucht, was in ihrem doppelten Mandat der >Veränderung des Sozialverhaltens und der Sozialverhältnisse= zum Ausdruck kommt“. Soziale Arbeit kann somit den Leistungsvorteil eines Synergie-Effekts beanspruchen, da sie ein Problem von zwei Seiten angehen kann, von der „Innenwelt“- und von der „Außenwelt“ – Seite. Sie ist darauf ausgerichtet, angesichts kumulierender Problemlagen eine durchgehende Hilfe zu initiieren, entweder indem sie diese selbst aus einer Hand anbietet oder die Vernetzung verschiedener Fachleute organisiert.

Damit gilt nicht mehr „Soziale Arbeit ist, was Sozialarbeiter tun“, sie bekommt ihren unverwechselbaren Gegenstand. Aber dass damit der Gaul ist damit noch längst nicht vom Eis ist, zeigen die in zahlreichen Varianten vorliegenden Versuche, die Definition umzusetzen. Diese sind Reichtum und Problem zugleich, da einerseits ein Fundus von guten Ideen für die Soziale Arbeit entsteht, andererseits eine problematische Zersplitterung, die bei undiskutierten Geltungsansprüchen und unzureichender empirischer Fundierung die Praxis bei der Legitimation und Steuerung ihres Handelns in einem Zustand des pragmatischen Eklektizismus stagnieren lässt: Sie kann nicht mehr wissen, ob sie gut ist.

Hier zeigt sich die Notwendigkeit einer Sozialarbeitswissenschaft, es muss vermieden werden, dass in erkenntnistheoretischer Naivität die Gefahr einer Totalisierung von Modellen und die damit verbundene Verkürzung von Sozialer Arbeit nicht erkannt wird.

Wie sich bei der Person in Environment-Perspektive unvermerkt ein Dogmatismus einschleichen kann, zeigt Wakefield (1996) auf: Wenn man nur noch auf Transaktionen zwischen Personen und Umgebung als Problemursachen abhebt, entsteht ein „dogmatischer Zirkularismus“, da man Problemursachen anderer Art, z. B. nur in der Person oder nur in der Umwelt, eliminiert.

Die Lehre, die daraus zu ziehen ist, ist die: es kommt nicht nur darauf an, wie man Soziale Arbeit definiert, es kommt entscheidend darauf an, in welche Theoriensysteme man die Definition übersetzt: „Die Gefahr, eine Meinung über die Welt zu behaupten um den bevorzugten Ansatz zu rechtfertigen, ist offensichtlich; man beschreibt wahrscheinlich die Welt unangemessen und unterminiert letztlich die Effektivität der Praxis“ (Wakefield a. a. O., S. 13, Übers. HJG).

Es gibt also keinen einfachen Weg, die Soziale Arbeit „wissenschaftlich“ zu begründen, aber es gibt einen, wenn auch langwierigen. Eine praxiswissenschaftliche Forschung (s. u.), durch die nicht nur die Praxis die Chance bekommt, sich von der Theorie verbessern zu lassen, sondern auch die Theorie, sich von der Praxis korrigieren zu lassen und so sicherzustellen, dass sie die Soziale Arbeit konzeptuell umgreifen kann, kann die Disziplin und die Soziale Arbeit selbst mit Innovationspotentialen versehen. Auf der analytischen Ebene führt eine postmoderne Beliebigkeitskultur nicht weiter, auf der instrumentellen Ebene ist die Aufgabe eine zuverlässigen Steuerung nachhaltiger Hilfe empirisch und theoretisch noch zu wenig eingelöst.

Durchgehende soziale Hilfe als Aufgabe der Sozialen Arbeit. Eine Hilfe, die einen wesentlichen Aspekt eines Problemzustandszusammenhangs bei der Konstruktion der Problemlage übersieht, trägt wesentlich zum Fortbestand des Problems bei. Ein Beispiel für ein Forschungsprojekt im o. g. Sinn geben Geiger und Steinert (1997), sie zeigen in einer Untersuchung über straffällige Frauen das Prinzip der „durchgehenden sozialen Hilfe“ auf, das keine Bedürfnisdimension und keine ihnen entsprechende Hilfeform übersieht. Als dringendsten Hilfebedarf stellen sie fest (a. a. O., S. 75):

- Wohnungsvermittlung bzw. vorübergehende Unterbringung,
- Arbeitsvermittlung, Aufbau von Beschäftigungsprojekten, Geldverwaltung und Haushaltsführungsberatung,
- Schuldnerberatung, die durch einen Resozialisierungsfond in ihren praktischen

- Handlungsmöglichkeiten erweitert wird,
- Hilfe bei der Freizeitgestaltung, etwa durch themenzentrierte Gruppenarbeit und „erlebnispädagogische Maßnahmen“,
- Suchtberatung und Unterstützung der Nachsorge von ehemals drogenabhängigen Strafgefangenen, die in betreuten Wohngruppen untergekommen sind,
- Ehe- und Familienberatung bzw. die Anbahnung von Kontakten zu Bezugsgruppen, die den Betroffenen wichtig sind,
- Entwicklung von sozialen Trainingsprogrammen.

Dieses Prinzip entspricht der obigen epistemologischen Forderung, dass ein Problemzusammenhang nicht zertrümmert bzw. in einem seiner Elemente verabsolutiert werden darf. Es bedeutet aber auch, dass eine Instanz im Hilfesystem vorhanden sein muss, die eine Gegenbewegung zur spezialistischen Vereinzelung darstellen kann. Dem würde ein generalistisches Selbstverständnis einer Sozialen Arbeit entsprechen, die sich als sekundäres gesellschaftliches Funktionssystem (Sommerfeld 2000) profiliert, und sich darauf vorbereitet, multimodale (die Risiken des Spezialistentums eingrenzende) Hilfe anbieten zu können. Die kann als Hilfe aus einer Hand geschehen und/oder nach dem Motto „nicht alles selber machen“ im Sinn einer Steuerungs- und Vernetzungsfunktion wahrgenommen werden. Soziale Arbeit muss sich hüten sich selbst als universal zu verstehen, diese Gefahr wird z. B. bei Germain und Gitterman deutlich, bei denen alle Probleme letztlich nur Transaktionsprobleme sind.

Nicht die Probleme an die Methoden, sondern die Methoden an die Probleme anpassen.

Galuske (1998) behilft sich mit einem Kapitel „Methoden in der Sozialen Arbeit. Überblick und Steckbriefe“ (ähnlich bei Vass 1996 und Coulshed und Orme 1998). Dabei wirft sich natürlich die Frage auf, ob eine der angebotenen „Methoden“ als Universalmethode zu betrachten ist, was unwahrscheinlich ist oder ob die eine oder andere bei einer bestimmten Problemsituation besonders angemessen sein könnte. Galuske problematisiert mit einem Beispiel die Universalität der klientenzentrierten Gesprächsführung und zeigt die Gefahr auf, eine Problemlage an eine zufällig verfügbare Methode anzupassen:

Der Sozialarbeiter Hans hat Dienst in der Teestube des städtischen Jugendzentrums einer mittleren Kleinstadt in Ostwestfalen. In einer Ecke sitzt Nicole, die Hans schon seit längerem kennt. Nicole ist heute „nicht gut drauf“. Mit einem Bier und einer Cola setzt sich Hans zu Nicole an den Tisch. Die beiden kommen ins Reden, und nach einiger Zeit lässt sie die „Katze aus dem Sack“. Sie beabsichtigt ihre Lehre abzubrechen, weil ihr die Arbeit als Fleischfachverkäuferin keinen Spaß macht und außerdem ihr Chef ihr zweideutige Anträge macht. Nachdem sie ihren Eltern heute eröffnet hat, dass sie am Montag nicht mehr zur Arbeit gehen wird, haben diese sie rausgeschmissen. Wie soll der Sozialarbeiter Hans reagieren, bei diesem „Berg“ an Problemen? Soll er Nicole unterstützen, weil ihr der Job offensichtlich keinen Spaß macht? Soll er sie dahingehend beraten, erstmal den Job solange zu behalten, bis sie einen anderen hat? Wie soll sie auf den zudringlichen Chef reagieren? Und wo soll Nicole heute Abend schlafen? Die wichtigste Frage in dieser Situation: Was erwartet Nicole von Hans? Will sie Unterstützung bei ihrem schwierigen Weg? Will sie in den Arm genommen und getröstet werden, weil die Welt ihr so böse mitgespielt hat? Will sie einfach nur materielle Hilfe in Form eines Schlafplatzes für die Nacht? Will sie Hans als „Mülleimer“ benutzen, in dem sie ihre Probleme zumindest kurzfristig verbal entsorgen kann?“

Galuske kommentiert weiter: „Es sind sicherlich noch weitaus mehr Optionen denkbar. Bei einigen dieser Optionen wäre der Einsatz klientenzentrierter Gesprächsführung sinnvoll, etwa wenn Nicole beabsichtigt, ihre Entscheidungen nochmals kritisch zu hinterfragen oder wenn sie

sich über ihre Gefühle Sicherheit verschaffen will. Allerdings wäre eine nicht-direktive Herangehensweise geradezu eine Karikatur, wenn sie auf die materiellen Probleme angewendet würde. Ebenso problematisch wäre es, wenn der Sozialarbeiter in dieser Situation auf ein materielles Anliegen (wo schlafe ich heute Nacht?) mit der Thematisierung der Gefühlsebene antworten würde. Auch dies wäre eine Form des Nicht-Ernst-Nehmens der Autonomie des Klienten“ (Galuske 1999, S. 172).

Natürlich hat er recht, aber seine Kritik ist nicht nur für die klientenzentrierte Gesprächsführung angebracht, es besteht generell die Gefahr, dass die Problemlagen den Methoden angepasst werden, sogar soweit, dass Nur-Berater dazu neigen, Probleme zu individualisieren, auch dann, wenn sie eigentlich infrastrukturell angegangen werden müssten. Einem aufmerksamen Leser dürfte nicht entgangen sein, dass diese Fallbeschreibung keinerlei Hinweise auf Gefühlssignale enthält, sie ist somit auch ein schönes Demonstrationsexemplar für die These der Nichthintergebarkeit der Theorie, es gibt keine Praxis an, sondern vielmehr immer nur eine Praxis betrachtet durch eine bestimmte (explizite oder implizite) Theorie-Brille.

Handlungsmodelle oder: Methoden als black box? Methodenkonzepete müssen gewährleisten können, dass eine zuverlässige Steuerung eines nachhaltigen Veränderungsprozesses in Richtung einer Verbesserung der Problemlage eines Adressaten(systems) möglich wird. Dafür müssen für diese Steuerung relevante Unterscheidungen verfügbar sein. Diese sind nicht einfach nur nach Plausibilitätskriterien zu finden (sonst erliegt man dem o. g. Trugschluss, dass die eigene Vorgehensweise immer die richtige ist), auf der Suche nach nachhaltigen Interventionen (what works?-Frage) muss immer ein „Putsch der Tatsachen“ möglich sein. Recherchiert man die vorhandenen Versuche zur Behandlung des Methodenproblems, so stößt man auf drei Gruppen, die alle noch keine befriedigende Lösung darstellen (da sie eine zuverlässige Steuerung des Handelns der Akteure nicht möglich machen), insofern ist die Überschrift „Methoden als black box“ gerechtfertigt:

a) Importmodelle (z. B. aus der Familientherapie übernommene „systemische“ Modelle oder die Gesprächsführung nach C. Rogers), die für andere Praxisbereiche erfunden wurden. Sie können dem Kriterium der durchgehenden Hilfe nicht gerecht werden. Damit ist nicht gesagt, dass ihre Anwendung in der Sozialen Arbeit nicht sinnvoll sein kann, nur müssen sie vorher in die sozialarbeiterischen Erklärungs- und Handlungsmodelle integriert werden. Bei isolierter Anwendung wird Soziale Arbeit um wichtige Dimensionen verkürzt. Zwar mag sich z. B. der lösungsorientierte Ansatz (Herkunft: systemische Familientherapie) als universal anwendbar andienen („einfach kurz und gut“, Eberling und Hargens 2000), aber als notwendige Frage muss gestellt werden: „Wofür ist der Lösungsorientierte Ansatz eine Lösung?“ (Obrecht und Gregusch 2003).

b) Handlungswissen in Form von Fertigkeiten und Kompetenzen bzw. Check-Listen. Diese Gruppe formuliert das „Handlungswissen“ in Form von Fertigkeiten und Kompetenzen (Germain und Gitterman 1999, Pantucek 1997, von Spiegel 2004), wobei die operative Umsetzung auf der Strecke bleibt. Man errichtet eigentlich nur eine theoretische black box, da nur beschrieben wird, was notwendig ist, aber nicht theoretisch geklärt wird, nach welchen Kriterien ein Praktiker sein Handeln zu steuern hat (Trevillion 1998), welches Handlungsprogramm zuverlässig zielführend sein kann. Damit ist die o. g. Kontrollturmfunktion nicht gewährleistet, die Praktiker bleiben bei ihren Entscheidungen, die sie gegenüber Handlungsproblemen treffen müssen, sich selbst überlassen. Es bleibt auch ungeklärt, welche die relevanten Unterschiede sind, die letztlich über Gelingen und Misslingen entscheiden. So kann die Soziale Arbeit sich nur weiter ohne die

benötigte Kontrollturminstanz durchwursteln.

c) Unterkomplexe „Professionsmodelle“ im Rahmen einer „Bankbeamtenlogik“. Zeitgeistgerecht wird z. B. momentan Soziale Arbeit in eine Terminologie verpackt, deren Zentralvokabeln Ressourcen-Orientierung, Qualitäts-Standards, Hilfeplan u. ä. sind, mit den eine Verdinglichung und Machbarkeitsillusion suggeriert wird: Ressourcen müssen abholbar sein, Kommunikation entzieht sich wegen der Autopoiesis und Selbstreferentialität der Subjekte der Machbarkeit durch Standardisierung und Planung, Gefühle kann man nicht ausschalten - man kann zwar von „Emotionsmanagement“ sprechen genauso wie man von einem „schwangeren Mann“ sprechen kann! Man gerät also unvermerkt erneut in die epistemologische Falle, dass eine Theorie bei unkritischer Übernahme immer die angenehme Überzeugung vermittelt, die richtige zu sein. Eindeutig führt der neue Jargon zu einer Banalisierung, wenn nicht gar zum Verschwinden der Person.

Die Übernahme managerialer Sprachspiele verspricht eine illusionäre Sicherheit, sie verschleiert aber sowohl die Problemkomplexität als auch die Unsicherheiten, mit denen sozialarbeiterisches Handeln verbunden ist (bzw. sein kann – es wird durchaus Fälle geben, in denen Management am Platz ist, aber es ist falsch, ungeprüft universale Anwendbarkeit zu beanspruchen). Es wird so eine Handlungssicherheit suggeriert, die methodisch nicht eingelöst werden kann.

Webb (2002) beobachtet derzeit besonders in England einen radikalen Wandel in eine „actuarial“ (buchhalterische) Praxis, bei der einem direkten und personbezogenen Engagement für den Dienstleistungsbenutzer kaum mehr Bedeutung zukommt. Gespräche eines Bankers über einen Kreditvertrag geht es um Risikoeinschätzung, um Kundenbedürfnisse und um Tilgungspläne können unter der Leitidee der Rationalität und Standardisierung geführt werden, aber die erkenntnistheoretische Kernfrage darf nicht einfach übergangen werden, inwieweit diese Modelle die sozialarbeiterische Wirklichkeit zu erfassen vermögen. Das Beispiel dieser Modelle zeigt, wie leicht man auf dem glatten Parkett erkenntnistheoretischer Fragen ausrutschen kann. Soziale Arbeit kann sich nicht nur gesellschaftlichen Herausforderungen anpassen, sie muss auch auf ihre fachliche Autonomie bedacht sein: „Die Wissenschaft der Sozialen Arbeit ist die Lehre von den Definitions-, Erklärungs- und Bearbeitungsprozessen von gesellschaftlich und professionell als relevant angesehenen Problemlagen“ (Klüsche 1999, S. 17, Unterstreichung HJG).

Es darf nicht übersehen und konzeptionell nicht übergangen werden:

Das Schicksal einer Intervention wird von Klienten bestimmt.

Ohne Veränderung der personalen Fühl-Denk-Verhaltens-Programmierung (Ciompi 1997) ist u. U. eine Veränderung der Lebenssituation nicht erreichbar.

Man kann nur sehen, was man weiß.

Gefühle kann man nicht ausschalten.

Niemand kann über seinen Schatten springen (d. h. Manche Dinge muss man lernen, wie man Autofahren oder Tanzen lernt).

Kommunikation ist unhintergebar.

Man kann die Problematik einer Rekonstruktion Sozialer Arbeit durch manageriale Modelle nur mit Hilfe sozialarbeitswissenschaftlicher Betrachtung erkennen. Sie sind besonders attraktiv, da sie eine lang ersehnte Professionalisierung versprechen. Natürlich darf man auch hier nicht das Kind mit dem Bad ausschütten und diese Modelle einfach verteufeln: Standards sind nicht grundsätzlich falsch, es wäre aber gefährlich, zu glauben, dass man nichts weiter mehr braucht.

Was benötigt Soziale Arbeit für eine zuverlässige und effektgerichtete Selbststeuerung?
Praktiker sagen oft, ich kann nur Theorie gebrauchen, wenn sie mir hilft, die Schwierigkeiten der

Praxis zu bewältigen. Aber Theorie ist nicht dazu da, Rezepte für Schwierigkeiten bereitzustellen (Was macht man, wenn...?), da u. U. das Falsche in bester Absicht getan wird. Vielmehr ist sie „Kontrollturminstanz“. Die Praxis kann nicht wissen, ob sie gut ist, da auch noch so viele erfolgreiche Einzelfälle keine Falsifikation der Hypothesen und keine Veränderung des Vorgehens ermöglichen können. Wie Piloten beim Landeanflug benötigen Praktiker eine zuverlässige Orientierung für effektgerichtetes Handeln.

Die „Praxis“ kann natürlich nicht warten, bis die Sozialarbeitswissenschaftler ausdiskutiert haben, aber dem Hintergrund des Gesagten wird sie aber einstweilen selbstkorrekturfähig. Dem Gebot der Nichtzertrümmerung des Problemzusammenhangs folgend wird sie bei allem pragmatischen Eklektizismus „durchgehend“ sein wollen und müssen und alle relevanten Systemebenen und ihre personalen, sozialen und ökonomischen Verflechtungen für den Erklärungszusammenhang bei der Konstruktion von sozialen Problemlagen heranziehen (Pfeifer-Schaupp 1997). Auch bei der Problembearbeitung wird sie „durchgehend“ sein wollen und jede Art von Vereinseitigung und Selbstverkürzung vermeiden. Im Bewusstsein möglicher erkenntnistheoretischer Fallen kann sie wachsam sein gegenüber den Begriffs-Gefängnissen sein, in die jedes analytische und jedes instrumentelle Modell unweigerlich führt. Dies lässt sich am Beispiel der aktuellen Qualitätsdiskussion zeigen: Ist es angemessen, nur deshalb, weil Beziehungsräume (Stemmer-Lück 2004) im modernen „newspeak“ (G. Orwell „1984“) nicht thematisiert werden können, auf deren Gestaltung verzichten?

Ohne Alternative: der Theorie eine Chance eine Chance geben! Um das Hilfeversprechen an die Klienten Sozialer Arbeit einlösen zu können, muss die What works-Frage auf empirischer und theoretischer Ebene angegangen werden. In der Wirksamkeitsforschung des amerikanischen Social Work (z. B. Macdonald, Sheldon und Gillespie 1992, Reid, Kenaley und Colvin 2004) zeigt sich, dass die These der Gleichwirksamkeit nicht angebracht ist, sondern dass sich durchaus die Spreu vom Weizen trennen lässt. Dazu wird Erklärungswissen und Gestaltungswissen benötigt.

Es gibt keine direkte Verbindung zwischen den Schwierigkeiten der Praxis und hilfreichen Interventionen, der Weg führt über Erklärungsmodelle und Wirkungsmodelle, die nicht einfach „angewendet“ werden, sondern in einen Interpretationszusammenhang eingebracht werden müssen. Das weltweit (in allen demokratischen Gesellschaften) betriebene Projekt der wissenschaftlichen Grundlegungen der Sozialen Arbeit darf nicht auf der Stufe von Sammlungen von Theorien stehen bleiben, die nichts weiter sind als eine Mischung von gegenteiligen einander wechselseitig ausschließenden Modellen, in deren Gefolge nichts weiter übrig bleibt als eine Sammlung von unterschiedlichen Methoden (s. „Steckbriefe“ bei Galuske 1999), aus der man sich wie auf einem Flohmarkt bedient und nimmt, was gefällt. Sich mit diesem Stand zu begnügen, passt zwar gut in die Landschaft des postmodernen Konstruktivismus, ist aber nicht besonders verantwortlich gegenüber den Adressaten – zumindest solange, bis deren effektive Gleichwertigkeit empirisch erwiesen ist.

Sozialarbeitswissenschaft als eine Wissenschaft neuen Typs: transdisziplinäre Praxiswissenschaft, die für ein zirkuläres Verhältnis zwischen „Theorie“ und Praxis sorgt, d. h. Theorie strukturiert die Praxis, aber auch Praxis korrigiert die Theorie. Als ein Beispiel, das in Kürze die Korrektur der Theorie durch die Praxis veranschaulicht, kann der Übergang von einer nicht grundsätzlich falschen akzeptierenden Grundhaltung bei „unmotivierten“ Süchtigen, die sich weigern, ein Suchtproblem zu haben, nach C. Rogers zur „motivierenden Gesprächsführung“ (Miller und Rollnick 1999) herangezogen werden. Auszugehen ist von

Ambivalenz und widersprüchlichen Einstellungen gegenüber einer Veränderung. Es soll zur Entwicklung einer Behandlungsmotivation die eigene Zwiespältigkeit gegenüber Suchtmittelgebrauch erlebbar gemacht werden. Durch die methodische Installierung einer „Entscheidungswaage“ zwischen Nutzen und Kosten einer Veränderung bzw. Nichtveränderung) kann eine gemeinsame Sichtung der förderlichen und hinderlichen Aspekte und damit eine größere Klarheit beim Süchtigen erreichen.

Transdisziplinär: Soziale Arbeit wäre schlecht beraten, wenn sie sich nur auf bodenständige Modelle stützen wollte und auf theoretische Ressourcen verzichten würde, die in den Bezugswissenschaften zu finden sind; allerdings sind letztere nicht für den Bereich Sozialer Arbeit geschaffen, so dass sie diese nicht begrifflich umgreifen können. „Wenn uns die Probleme nicht den Gefallen tun, sich selbst disziplinär oder gar fachlich zu definieren, dann bedarf es eben besonderer Anstrengungen, die in der Regel aus den Fächern oder Disziplinen herausführen“ (Mittelstraß 2003, S. 9). Die besondere Anstrengung liegt in der Überwindung der o. g. Theoriekollektionen und Wissensanhäufungen, die als Grundlage für die analytischen und instrumentellen Anliegen der Praxis versagen müssen, da an die Stelle von Legitimierbarkeit Beliebigkeit tritt.

„Praxiswissenschaft“: sie muss auf die Handlungsprobleme der Praxis gerichtet sein und diese in einen brauchbaren Theoriezusammenhang stellen; sie steht ihr nicht in einem hierarchischen sondern in einem dialogischen Verhältnis gegenüber: Wie kann man z. B. gefährdete Jugendliche, die zu einem Sozialen Trainingskurs verdonnert wurden, „motivieren“, sich auf die Maßnahme einzulassen und wirklich mitzumachen? Erlebnisorientierung und Berücksichtigung der Gruppendynamik sind sicher Erfolg versprechender als disziplinäre Maßnahmen und Diskussion über „nützliche“ Sachthemen.

Problementstehungszusammenhänge nicht zerstückeln... Dem Grundprinzip, die Problementstehungszusammenhänge nicht zu zerstückeln, entsprechen als gleichberechtigte Problementstehungs- und als Handlungsebenen

- die Fall-Ebene,
- die Management-/Leitungsebene und
- die kommunale Planungsebene (vgl. von Spiegel 2004, S. 120).

Diesen sind Forschungsaktivitäten zuzuordnen, gerichtet auf

- die Erforschung von Ursachen sozialer Probleme als Auslöser beruflichen Handelns,
- die empirische Begleitung und Analyse der Gestaltung Sozialer Arbeit und der mit beruflichem Handeln verbundenen Prozesse und
- die Einschätzung (Evaluation) von Wirkungen und Folgen sozialarbeiterischer Programme, Konzepte und Interventionen (vgl. Schone 1995, S. 16) zum Gegenstand hat.

Die Forschung soll systematische Theoriebildung ermöglichen für

- Erklärungsmodelle,
- Wirkungsmodelle und
- Handlungsmodelle - jeweils so, dass sie die Konstruktion von Problemlagen und von Problembearbeitung von Sozialer Arbeit unterstützen können..

Fallkonstruktion: Kategorisierung von Problemlagen (psychosoziale Diagnose): Um nicht alle Problemlagen nach dem gleichen Schema behandeln zu müssen, wird ein Raster zur Typisierung von Problemlagen benötigt. Die weiteren Überlegungen beziehen sich auf die Fall-Ebene, analoge wären in Bezug auf die anderen Handlungsebenen anzustellen. Es spricht auch einiges dafür, die direkte Hilfe an „Klientsystemen“ (Personen, Familien, Gruppen) auch

weiterhin als Kernbereich zu betrachten. Problemlagen sind als „Fall im Feld“-Probleme zu konstruieren, wobei es im Sinne einer durchgehenden Hilfe darauf ankommt, keine Problemquelle in ihrer Bedeutung zu vernachlässigen. Sie können verursacht sein durch sozial-ökologisch-ökonomischen Bedingungen (schwierige Lebenslage, Armut, Marginalisierung), durch Störungen im Beziehungssystem (Kommunikationsmuster in der Familie), oder sie können mit Störungen innerhalb der Person oder mit Kombinationen dieser Ursachen in Zusammenhang stehen.

Brack (2002, S. 48ff) entwirft folgende Klassifikation klientbezogener Probleme:

- a) Biologisches Niveau (Krankheit, Unfall, körperliche Behinderung, sozialnachteilige körperliche Eigenschaften),
- b) Psychisches Niveau (z.B. psychische Krankheit; „geistige“ Behinderung; Probleme in bezug auf Selbstbild/Fremdbild; kognitive Probleme, das sind Wissens- und Informationslücken, affektive Probleme, z.B. Ängstlichkeit, mangelnde Impulskontrolle),
- c) Niveauübergreifende Spezialfälle (biopsychische Probleme, z.B. psychosomatische Krankheiten, Sucht),
- d) Soziales Niveau: ökonomische Probleme (Bildung, Beruf/Arbeit, Finanzen, Wohnung), Probleme des sozialen (Rollen-) Handelns (Normverletzungen), Probleme in bezug auf soziale Beziehungen Konflikte, abgebrochene Beziehungen), Probleme in bezug auf kulturelle Orientierung, Diskriminierung).

Fallbearbeitung I: Kategorisierung von Hilfeformen. Sozialarbeiter sind als „Zehnkämpfer im psychosozialen Bereich“ (Herwig-Lempp) zuständig für „durchgehende“ Hilfe. Korrespondierend zur o. g. Klassifikation der Problemlagen schlägt Brack eine Klassifikation der „Dienstleistungen“ an Klientensystemen (a. a. O., 66 ff) vor, die zu bewerkstelligen hilft, dass die Problemlagen nicht an die Methoden angepasst werden müssen:

- a) Kontaktaufnahme (Zuständigkeitsprüfung, evtl. Weiterverweisung bzw. Auskünfte zu den jeweiligen Angeboten, Auskünfte zu Sachfragen und Kurzberatung);
- b) Ressourcenerschließung (Sachhilfe):
finanzielle Hilfen (Sozialhilfe- und Sozialversicherungsleistungen, Rechtsansprüche, einschl. Schuldensanierung); Arbeit/Beschäftigung/Ausbildung (geschützte Arbeitsplätze, Beschäftigungsprogramme, Lehrstellen, Umschulung); Unterkunft;
- c) Zusammenarbeit/Vernetzung (Überweisung an Spezialdienste, Koordination gemeinsamer Betreuungsleistungen, Erschließung von sozialen Kontakten, Selbsthilfegruppe);
- d) Beratung (Mobilisierung der eigenen Ressourcen):
Bewältigung bei persönlichen Lebensschwierigkeiten, Regeln von Beziehungsproblemen;
- e) Behördenaufträge
- f) Gruppenbezogene Dienstleistungen: Arbeit mit Kleingruppen (sozialtherapeutische Angebote an spezielle Kleingruppen, sozialkulturelle Gruppen), Begegnungsangebote (begleitetes Besuchsrecht, Gesprächs- und Freizeittreffpunkte);
- g) Gemeinwesenbezogene Dienstleistungen (Quartierarbeit, Initiativen bei Lücken in der Sozialinfrastruktur, Mitarbeit in Bürgerinitiativen).

Eine dieser Hilfeformen auszulassen kann riskant sein, da das Gesamtergebnis gefährdet wird; es ist mit einem Synergie-Effekt zu rechnen, wenn eine Kombination von person-bezogenen und feld-bezogenen Hilfen gelingt, da Problemlagen bi- bzw. multimodal angegangen werden können. Damit wird nicht in den Fehler des oben kritisierten dogmatischen Zirkularismus verfallen. Die Typisierung von Brack wurde hier nur ihrer besseren Darstellbarkeit wegen

verwendet, es gibt zahlreiche andere Vorschläge (z. B. Geiser 2004 und Preis 2001) .

Fallbearbeitung II: ein fachliches Handeln im Hilfeprozess, dessen Ausführung sich an für den Erfolg relevanten Unterscheidungen orientiert. Es kommt nicht nur darauf an, ein angemessenes Interventionsmuster zu wählen, bei deren Durchführung können entscheidende Fehler gemacht werden, die das Ergebnis gefährden. Eine zuverlässige Selbststeuerung der Akteure ist nur möglich, wenn für die signifikanten Handlungsprobleme die relevanten Unterscheidungen als Handlungsmodelle zur Verfügung stehen (Göppner und Hämäläinen 2004). Praxisforschung in einem recht verstandenen Sinn sollte das Erfahrungswissen der Praktiker in Form qualitativer Experten-Interviews erheben und systematisieren, um Handlungsmodelle zu gewinnen (Göppner und Kessel 2000). Hier besteht ein fruchtbares Forschungsfeld, das noch weitgehend ungeackert ist.

Statt einer Zusammenfassung: Thesen zur Begründung der Notwendigkeit einer Sozialarbeitswissenschaft als wissenschaftliche Grundlage für eine Praxis, die wissen kann, dass sie gut ist. Auf dem Hintergrund des Gesagten sollten folgende Thesen plausibel sein:

1. Ein Mischmasch von Theorien oder eine Kollektion aus Wissen und Kompetenzen bringt nur eine Mischung aus gegenseitig sich ausschließenden und kontroversen Theorien (Payne's Diagnose!) hervor, was Eklektizismus und dogmatische Totalisierung auf der Erklärungsebene und Zufälligkeit, Beliebigkeit und individualistischen Privatismus auf der Praxisebene bedeutet.
2. Die Methoden müssen an die Problemlagen angepasst werden können, statt umgekehrt die Probleme an die Methoden.
3. Wenn man bei der Ausübung Sozialer Arbeit relevante Aspekte der Problemsituation ignoriert oder der Problembehandlung ignoriert, wird Soziale Arbeit selbst zum Teil des Problems, das sie zu lösen vorgibt.
4. Alle theoretische oder wissenschaftliche Diskussion über Soziale Arbeit muss die professionelle Notwendigkeit berücksichtigen, dass eine zuverlässige Steuerung der Aktivitäten der Praktiker in Richtung auf ein konstruktives Ergebnis gewährleisten.

Die Praxis kann, auf sich allein gestellt, die Kontrollturmfunktion nicht ausreichend entwickeln. Zwar ist es den Akteuren o. w. möglich, ein durch Erfahrung sich veränderndes Referenzsystem zu schaffen. Wie sollen sie aber dem o. g. tendenziell immer möglichen Trugschluss, immer die richtiger Praxis zu haben, nicht erliegen können, wenn sogar die „Eierköpfe“ nicht gegen die Überzeugung gefeit sind, immer das richtige Modell zu haben? Aus dieser erkenntnistheoretischen Falle hilft beiden Seiten nur die Sozialarbeitswissenschaft als transdisziplinäre Praxiswissenschaft. Sie kann die Gewähr bieten, dass Soziale Arbeit und ihre wissenschaftlichen Grundlagen nicht immer wieder neu verkürzt, dekonstruiert und damit deprofessionalisiert werden.

Natürlich muss sich die aktuelle Praxis vorläufig weiter mit pragmatischem Eklektizismus behelfen, sie kann es aber im Bewusstsein der o. a. Thesen tun. Sie kann es vermeiden, in Gegensätzlichkeiten zu denken, die keine sind. Sie kann bei der Umsetzung der o. e. IFSW-Definition darauf achten, dass sie keinen relevanten Problemaspekt übersieht und durchgehende Hilfe anbietet. Sie wird dabei auch mit der Gefahr der Anpassung der Problemlagen ihrer Adressaten an die Methoden besser umgehen können. Und sie kann in der stattfindenden sozialpolitischen Auseinandersetzung eine Argumentationsgrundlage anwenden, die ihr hilft, ihre fachliche Autonomie zu wahren. Wenn Soziale Arbeit wissen will, dass sie gut ist, braucht sie eine Sozialarbeitswissenschaft, die nicht nur ein schmückendes Etikett ist, sondern sie bei ihren

Handlungsproblemen unterstützt.

Autorenhinweis:

Hans-Jürgen Göppner, Dr. phil., Jg. 1943, Dipl- Psychologe, Professor für Psychologie und empirische Methoden an der Fakultät Für Soziale Arbeit (FHStg.) der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt (hans.goepfner@ku-eichstaett.de)

Literatur

Ackermann, F. und Seeck, D. (1999): Der steinige Weg zur Fachlichkeit. Handlungskompetenz in der Sozialen Arbeit. Hildesheim (Olms)

Coulshed, V. und Orme, J. (1998): Social Work Practice. An Introduction. Houndsmills (Macmillan Press)

Ciampi, L. (1997): Zu den affektiven Grundlagen des Denkens. Fraktale Affektlogik und affektive Kommunikation. In: System Familie, 10, S. 128 – 134

Galuske, M.: (1999): Methoden der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. Weinheim, 2. Aufl. (Juventa Verlag)

Geiger, M. und Steinert, E. (1997): Straffällige Frauen und das Konzept der „Durchgehenden sozialen Hilfe“. Stuttgart (Kohlhammer) (Band 131, Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend)

Germain, C. B. und Gitterman, A. (1999): Praktische Sozialarbeit. Das „Life Model“ der Sozialen Arbeit. Fortschritte in Theorie und Praxis. Stuttgart (Enke)

Geiser, K. (2004): Problem- und Ressourcenanalyse in der Sozialen Arbeit. Eine Einführung in die systemische Denkfigur und ihre Anwendung. Luzern (interact)

Göppner, H.-J und Kessel, E. (2000): Integrierte Qualitätssicherung Sozialer Trainingskurse durch Qualitätsmanagement und methodisch-konzeptuelles Handeln – ein praxiswissenschaftliches Forschungsprojekt. Freiburg/Br. (Lambertus)

Göppner, H.-J. und Hämäläinen, J. (2004): Die Debatte um Sozialarbeitswissenschaft. Auf der Suche nach Elementen für eine Programmatik. Freiburg/Br. (Lambertus)

Gorey, K. M. (1996) Effectiveness of Social Work Intervention Research: Internal versus External Evaluations. In: Social Work Research, 20, 2, S. 119 – 128

Eberling, W. und Hargens, J. (1996): Einfach kurz und gut. Zur Praxis der lösungsorientierten Kurztherapie. Dortmund (Borgmann)

Joas, H. (2001): Kap. 1. Die soziologische Perspektive. In: Joas, H. (Hrg.), Lehrbuch der Soziologie. Frankfurt/M. (Campus Verlag), S. 11 – 38

Kirk, S. A. (1999): Good Intentions are not Enough: Practice Guidelines for Social Work. *Research on Social Work Practice*, 9, 3, S. 302 B 310

Klüsche, W. (Hrg.) (1999): Ein Stück weitergedacht. Beiträge zur Theorie- und Wissenschaftsentwicklung der Sozialen Arbeit. Freiburg/Br.(Lambertus)

Layer, H. und Mühlum, A.(2003):Krankenhaussozialarbeit aus der Sicht der Patienten. Evaluationsstudie im Auftrag des DVSK. In: Gödecker Gödecker-Geenen, N., Nau, H. und Weis, J. (Hrg.) (2003): *Der Patient im Krankenhaus und sein Bedarf an psychosozialer Beratung. Eine empirische Bestandsaufnahme*. Münster (Lit-Verlag), S. 33 – 77

Lüssi, P. (1998): *Systemische Sozialarbeit. Praktisches Lehrbuch der Sozialberatung*. Bern (Haupt)

Macdonald, G., Sheldon, B. und Gillespie J. (1992): Contemporary Studies of the Effectiveness of Social Work. In: *British Journal of Social Work*, 22, 6, S. 615 – 643

Miller, W. R. und Rollnick, S. (1999): *Motivierende Gesprächsführung. Ein Konzept zur Beratung von Menschen mit Suchtproblemen*. Freiburg/Br. (Lambertus)

Mittelstraß, j. (2003): *Transdisziplinarität – wissenschaftliche Zukunft und institutionelle Wirklichkeit*. Konstanz (UVK Univ.-Verl. Konstanz)

Mühlum A. (1999): *Positionsbestimmung zur Sozialarbeitswissenschaft. Vorüberlegungen für eine Positionsbestimmung der DGS*. Im Internet: <http://www.fh-fulda.de/dgs/sozarbwi.htm#Gegenstand> (Stand: 03. 12. 1999)

Müller, K. D. und Gehrman, G. (2005): „Person in environment“ – das professionelle Konzept der Sozialen Arbeit. In: Gehrman, G. und Müller, K. D. (2005): *Aktivierende Soziale Arbeit mit nicht-motivierten Klienten. Arbeitshilfen für Ausbildung und Praxis*. Regensburg (Walhalla Fachverlag), S. 85 – 92

Munro, E. (1998): *Understanding Social Work. An Empirical Approach*. London (The Athlone Press)

Nielsen, H. und Nielsen, K. (1986): *Langzeitwirkungen in der Sozialpädagogischen Familienhilfe*. *Neue Praxis*, 16, 2, S. 121 B 128

Obrecht, W. (2003): *Transdisziplinäre Integration in Grundlagen- und Handlungswissenschaften*. In: Sorg, R. (Hrg.): *Soziale Arbeit zwischen Politik und Wissenschaft*. Münster (LIT Verlag), S. 119 – 169

Nodes, W. (1999): *An Zustimmung wird nicht gespart. DBSH-Studie zum Ansehen der Sozialen Arbeit*. *Forum sozial*, 2, S. 2 B 7

Obrecht, W. und Gregusch, P. (2003): *Wofür ist der lösungsorientierte Ansatz eine Lösung? Ein Beitrag zur sozialarbeitswissenschaftlichen Evaluation einer therapeutischen Methode*. *Archiv für*

Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit, 33, 1, S. 59 B 93

Olsson, E. und Ljunghill, J. (1997): The Practitioner and “Naive Theory” in Social Work Intervention Processes. *British Journal of Social Work*, 27, S. 931 B 950

Pantucek, P. (1998): *Lebensweltorientierte Individualhilfe, eine Einführung für soziale Berufe*. Freiburg/Br. (Lambertus)

Payne, M. (1997): *Modern Social Work Theory*. Basingstoke (Macmillan)

Peifer-Schaupp, H.-U. (1997): Lösungen (er)finden. Systemisch-konstruktivistische Methoden und Konzepte in der Sozialen Arbeit. In: *Sozialmagazin* 22, 5, 20 – 25

Preis, W. (2001): *Grundlagen integrativer Fallbearbeitung*. Chemnitz (RabenStück, Verl. Für Kinder- und Jugendhilfe).

Rauschenbach, Th. (1999): *Das sozialpädagogische Jahrhundert. Analysen zur Entwicklung sozialer Arbeit in der Moderne*. Weinheim (Juventa)

Reid, W. J. und Hanrahan, P. (1982): Recent Evaluations of Social Work: Grounds for Optimism. In: *Social Work*, 27, 1, S. 328 – 340

Reid, W. J., Kenaley, B. D. und Colvin, J. (2004): Do Some Interventions Work Better than Others? A Review of Comparative Social Work Experiments. In: *Social Work Research*, 28, 2, S. 71–80

Schone, R. (1995): *Theorie-Praxis-Transfer in der Jugendhilfe. Sozialpädagogischer Praxisforschung zwischen Analyse und Veränderung*. Münster (Votum)

Seligman, M. E. P. (2000): Die Effektivität von Psychotherapie. Die Consumer Reports-Studie. In: Hochgerner, M. und Wildberger, E. (Hrg.): *Was heilt in der Psychotherapie? Überlegungen zur Wirksamkeitsforschung und Methodenspezifische Denkweisen*. Wien (Facultas Universitäts-Verlag), S. 30 – 54

Sommerfeld, P. (2000a): Soziale Arbeit als sekundäres Primärsystem und der „very strange loop“ sozialarbeiterischer Profis. In: Merten, R. (Hrg.): *Systemtheorie sozialer Arbeit. Neuere Ansätze und veränderte Perspektiven*. Opladen (Leske + Budrich), S. 115B136

Spiegel, H. von (2004): *Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit. Grundlagen und Arbeitshilfen für die Praxis*. München (Ernst Reinhardt Verlag)

Staub-Bernasconi, S. (2000): Klarer oder trügerischer Konsens über eine Wissenschaftsdefinition? In: Pfaffenberger, Scherr, A. und Sorg, R. (Hrg.) (2000): *Von der Wissenschaft des Sozialwesens. Standort und Entwicklungschancen der Sozialpädagogik/Sozialarbeitswissenschaft*. Rostock (Neuer Hochschulschriftenverlag, Dr. Ingo Koch), S. 144 – 175

Stemmer-Lück, M. (2004): *Beziehungsräume in der Sozialen Arbeit. Psychoanalytische Theorien*

und ihre Anwendung in der Praxis. Stuttgart 2004 (Kohlhammer)

Terbuyken G. (1997): Verstehen und Begleiten. Konzeptuelle Überlegungen zum Selbstverständnis von Sozialarbeiter/-innen in der Psychiatrie. In: Soziale Arbeit, 2, S. 38 - 48

Terbuyken, G. (1998): Wissen sie, was sie tun? Untersuchungen von Interventionsstrategien bei in der Sozialpädagogischen Familienhilfe arbeitenden SozialarbeiterInnen. In: Goldbach, G., Horstmann, G. Sperber, W. und Terbuyken, G. (Hrg.): Ausbildung zur sozialen Arbeit – ein Handlungswissenschaft auf dem Prüfstand. Beiträge aus der Evangelischen Fachhochschule Hannover 30966 Hemmingen (Verlag Sozialwissenschaftliche Studiengesellschaft), S. 191 – 222

Trevillion, S. (1998): Social Interaction Theory and Social Work. In: Reclaiming Science: Social Work Theory and Social Work Research in the Making. Fifth Inter.European Symposium of Schools of Social Work. Luzern 1998 (Fachverlag HFS Zentralschweiz) 429 – 433

Vass, A. A. (1996): Social Work Competences. Core Knowledge, Values and Skills. London (Sage)

Wakefield, J. C. (1996): Does Social Work Need the Eco-Systems Perspective? Part 1: Is the Perspective Clinically Useful? In: Social Service Review, 70, 4, S. 1 B 32

Webb, S. (2002): Evidence-based Practice an Decision analysis in Social Work. An Implementation Model. In: Journal of Social Work, 2, 1, 45 – 63

Wendt, W. R. (1994): Wo stehen wir in Sachen SAW? Erkundungen im Gelände. In: Wendt, W. R. (Hrg.): Sozial und wissenschaftlich arbeiten. Status und Positionen der Sozialarbeitswissenschaft. Freiburg/Br. (Lambertus), S. 13 – 40

Windolf, H.: Der Sozialdienst im Krankenhaus unter DRG-Bedingungen. In: Soziale Arbeit 2002, 51, 4, 141 – 145

Winkler, M.: Theorie der Praxis – Praxis der Theorie. In: Gilde Soziale Arbeit: Rundbrief 2003, 57, 1, 13 – 26